

**UNTER
WEGS:
FLÜCHTIG
UND
FLEXIBEL**

INA BOESCH

OBACHT KULTUR N°7 | 2010/2
SONDERAUSGABE KKL 2010

UNTERWEGS: FLÜCHTIG
UND FLEXIBEL,
INA BOESCH,
KULTURWISSENSCHAFTLERIN
UND PUBLIZISTIN,
EINFÜHRUNGSREFERAT
AM SAMSTAG

Die Wahrscheinlichkeit ist gross, dass der eine oder die andere unter Ihnen von Nomaden abstammt. Ich stelle mir vor, wie Sie nun vor dem geistigen Auge Ihren Stammbaum durchgehen, wie Sie sich fragen, ob einer Ihrer Urahnen ein Verhältnis mit einer Mongolin hatte oder ob die schwarzen Augen in Ihrer Familie vielleicht doch, wie manche behaupten, auf jenen Roma aus Bulgarien zurückgehen. Doch Sie brauchen gar nicht so weit zu suchen: Schauen Sie aus dem Fenster oder erinnern Sie sich an die für diese Gegend so typischen naiven Malereien von appenzellischen Sennen. Tatsächlich, es gab eine Zeit, da bevölkerten Nomaden - besser gesagt: Halbnomaden - das Appenzell. Im 17. und 18. Jahrhundert arbeiteten Sennen, die Vieh besaßen, aber keinen Boden, eng mit Bauern zusammen, die Boden besaßen, aber kein oder kaum Vieh. Dreimal im Jahr zogen die Sennen, also die appenzellischen Nomaden, mit ihrer Herde zu den so genannten Heubauern. Im Herbst für das Abweiden des Emds, im Winter für die Verfütterung des Heus, im Frühling für den ersten Weidegang. Im Gegenzug für dieses Weide- und Futterrecht erhielten die Bauern unter anderem den Kuhdung als Dünger. Es handelte sich also um ein ausgeklügeltes System von Geben und Nehmen zwischen Sesshaften und Nomaden.

Wer weiss, vielleicht gehört tatsächlich einer jener Sennen oder ein ganz anderer Nomade in Ihre Ahnengalerie. Das Thema der kleinen Kulturlandsgemeinde sollte Ihnen also vertraut sein. Sicher aber werden Sie damit häufig konfrontiert. Der Nomade steht nämlich für ein Phänomen, das Sie alle kennen: für die freiwillige oder erzwungene Ortsveränderung. In der jüngeren Geschichte trägt der Nomade viele Namen: Ausländer, Fremdarbeiter, Tourist, Flüchtling, Grenzgänger, Immigrant oder Wanderarbeiter, um nur einige zu nennen.

Über drei Typen von Nomaden will ich die nächsten fünfundvierzig Minuten reden: über den Flüchtling, den Migrant und den modernen Nomaden. Nun werden Sie einwenden, dass man diese drei Figuren nicht in einem Atemzug nennen kann, dass es einen Unterschied macht, ob man wie der Flüchtling gezwungenermassen unterwegs ist oder wie der Migrant und der moderne Nomade mehr oder minder freiwillig. Und Sie werden sich fragen, was denn die drei Typen gemein haben - ausser, dass man sie unter dem Begriff Nomaden zusammenfassen kann.

- Es verbindet sie ein Paradox. Das Paradox von Anwesenheit und gleichzeitiger Abwesenheit. Und dieses Paradox hat mit einer simplen Tatsache zu tun: Mobilität verändert für den Nomaden das Verhältnis zum Ort, wo er herkommt, und zum Ort, wo er ist. Konkret: Der Flüchtling, der Migrant und der moderne Nomade richten sich an einem Ort ein - für länger oder kürzer -, kommen aber dennoch nicht endgültig an. Teile ihrer Biografie sind woanders angesiedelt, ein Teil ihrer Erinnerung an ihren Herkunftsort gebunden. Sie

sind an einem Ort anwesend und gleichzeitig abwesend. Sie sind «anwesende Abwesende», wie die beiden Kulturwissenschaftler Tom Holert und Mark Terkessidis diesen Zustand bezeichnen.¹

- Anwesend abwesend sein - das gilt für Flüchtlinge, denen die Rückkehr ins Herkunftsland zwar versperrt, für die der Glaube an eine Rückkehr jedoch meist lebensnotwendig ist. Das Bild des Herkunftslandes ist sozusagen eine Projektionsfläche für ein besseres Leben. Es ist das Bild der verlorenen Heimat.
- Anwesend abwesend sein - das gilt auch für Arbeitsmigranten, die sich nur vorübergehend am fremden Ort aufhalten wollen, aber dann ihre Rückkehr in ihr Herkunftsland ständig aufschieben, ohne jedoch den Gedanken an eine Rückkehr ganz aufzugeben. Sie richten sich scheinbar vorübergehend, tatsächlich aber für immer an einem Ort ein und halten gleichzeitig eine Beziehung zu einem anderen Ort aufrecht. Einwandererviertel erkennt man häufig an den Satellitenschüsseln auf den Balkonen, welche die jeweiligen Herkunftsländer ins Wohnzimmer holen.
- Das Paradox von anwesend und gleichzeitig abwesend sein gilt ebenso für den hypermobilen Businessman oder den Botschaftsangestellten - also für die modernen Nomaden. Auch wenn sich Botschaftsvertreter an einem Ort vorübergehend niedergelassen haben, verstehen sie sich nach wie vor als Vertreter ihres Landes. Im Gegensatz zu den Migranten oder Flüchtlingen ist den modernen Nomaden die Rückkehr in ihr Herkunftsland jedoch nicht verbaut. In ihrem Fall dient das Herkunftsland als Drehscheibe einer transnationalen Tätigkeit. Und im Gegensatz zu den Flüchtlingen und Migranten ist ihr Aufenthaltsstatus geregelt. Sie können sich frei am fremden Ort bewegen, ihr Aufenthalt ist legal. Sie befinden sich nicht in einem Zustand der Illegalität (wie viele, wenn auch nicht alle Migranten) oder in einem «besonderen» Rechtszustand (wie die Flüchtlinge).

Die Wirklichkeit, das wissen Sie so gut wie ich, ist komplizierter als die Theorie. Deshalb will ich Ihnen nun drei Lebensgeschichten erzählen, die das Gesagte konkretisieren, einiges davon bestätigen und anderes relativieren. Die Biografien betreffen drei Männer, was nicht nur politisch, sondern auch statistisch nicht korrekt ist. Von den heute weltweit über 200 Millionen Menschen, die ihr Land freiwillig oder gezwungenermassen verlassen haben, sind rund die Hälfte Frauen. Mindestens eines, besser: zwei meiner Beispiele müssten also von Frauen handeln. Da ich Ihnen jedoch von Menschen erzählen will, die ich im Verlauf der letzten

¹ Holert, Tom und Terkessidis, Mark: Was bedeutet Mobilität. In: Kölnischer Kunstverein et al. (Hg.): Projekt Migration, Köln 2005, S. 98-107.

paar Jahre persönlich kennen lernen durfte, und diese – Zufall oder nicht – Männer sind, bitte ich Sie um Nachsicht. Ich werde dabei vom Unterwegssein erzählen, vom Weggehen und vom Ankommen, und das Augenmerk auf die Beziehung zum jeweiligen Ort richten. In einem ersten Schritt werde ich jeweils nach dem Verhältnis zwischen Sesshaften und Nomaden fragen und in einem zweiten nochmals das Paradox der gleichzeitigen Anwesenheit und Abwesenheit aufgreifen.

FLÜCHTIG

Als erstes berichte ich von Artur, einem tschechischen Juden. In seiner Biografie konzentriert sich exemplarisch die Geschichte von Verfolgung und Gewalt des 20. Jahrhunderts, jenes Jahrhunderts, das von zwei Ideologien massgebend geprägt war: zum einen vom Nationalsozialismus und seiner Idee von einer reinen Gesellschaft, zum anderen vom Kommunismus und seiner Idee von einer vereinheitlichten Gesellschaft. Damit einher ging die Verfrachtung von Millionen von Menschen in die Lager. Hinzu kam der Krieg, der eine beispiellose Völkerwanderung in Europa auslöste. Millionen von Vertriebenen und Verfolgten, Entwurzelten und Entvölkerten waren unterwegs. Vor allem in den letzten Kriegsjahren und nach Kriegsende waren es so viele wie noch nie. Nicht umsonst wird das 20. Jahrhundert auch das «Jahrhundert der Flüchtlinge» genannt.² Dies ist Arturs Geschichte.³

Im März 1939, als die Nationalsozialisten die Tschechoslowakei besetzten, führte die Grenze zwischen dem so genannten Protektorat und dem freien Polen dicht an Arturs Heimatort vorbei. Da lag es sozusagen auf der Hand, dass er, ein aufgeweckter junger Bursche, im Auftrag einer Widerstandsorganisation Flüchtlingen den Weg in die Freiheit wies.

Regelmässig führte er sie zum Einstieg ins unterirdische Labyrinth des Kohlebergbaureviers, das durch die Besetzung zwischen dem Protektorat und Polen geteilt war. Auf diesem Weg flohen Hunderte von politischen und jüdischen Emigranten, bis die Gestapo davon Wind bekam und Artur verhaftete. Doch Artur hatte Glück und konnte aus dem Gefängnis entweichen, und aus dem Fluchthelfer wurde ein Flüchtling. Er floh auf demselben Weg, den er jeweils den Flüchtlingen gewiesen hatte, und wähnte sich frei – da marschierten die Deutschen in Polen ein, und Artur verliess das Glück. Aus dem Flüchtling und einstigen Fluchthelfer wurde wieder ein Häftling. Ab dann begann die Odyssee, wie Artur rückblickend sagte, durch die Lager der Nationalsozialisten.

² Vgl. Schlögel, Karl: Planet der Nomaden. Berlin 2006.

³ Seine Geschichte wird ausführlich erzählt in: Boesch, Ina: Grenzfälle. Von Flucht und Hilfe. Fünf Geschichten aus Europa. Zürich 2008.

Dies waren seine Stationen: Nach der Verhaftung brachte man ihn nach Pszczyna, dann in ein Sammellager in Nieborowice. Dann nach Gliwice. Schliesslich nach Rawicz. Dort gab man ihm alte Zivilkleider und pferchte ihn zusammen mit polnischen Häftlingen in eine riesige Zelle.

Im Oktober 1939 kam er mit dem ersten Transport von Rawicz nach Buchenwald. Dort erhielt er die Nummer 8814. Sie wurde auf Jacke und Hose aufgenäht.

Im März 1942 kam Artur nach Ravensbrück. Dort überlebte er seine zweite Selektion.

Im August oder September 1942 kam er nach Sachsenhausen. Dort traf er einen Bekannten, der ihn ins Gärtner-Kommando überwies und ihm dadurch überleben half.

Im Oktober 1942 kam Artur nach Auschwitz und war fortan die Nummer 70 315. Ein Häftling musste sie mit einer Stahlfeder und Tinte in den linken Unterarm tätowieren. Die neuen Häftlinge hatten einer nach dem anderen nackt vor den Lagerarzt Friedrich Entress zu treten, der das Übliche fragte: Name, Alter, Beruf. Aus einer Eingebung sagte Artur: Medizinstudent. So kam er nach rechts, das Schicksal derjenigen auf der linken Seite ist bekannt.

Am 17. Januar 1945 begann die Evakuierung von Auschwitz. Einen Tag später befand sich Artur auf dem Todesmarsch. Sie passierten Orte, die er kannte: Oświęcim, wo er vor mehr als drei Jahren aus dem Waggon und durch das Städtchen bis zum Lagertor getrieben worden war, auf dem stand: Arbeit macht frei; zwanzig Kilometer weiter südlich kamen sie nach Pszczyna, wo er bei Kriegsanfang inhaftiert gewesen war. In Wodzisław Śląski wurden sie in Güterwaggons gepfercht. Wenn jemand Brot besass, verteilte er es, sonst hätten ihn die anderen totgeschlagen.

Am 25. Januar 1945 kam Artur nach Mauthausen. Dort setzte man neben seinen Namen die Nummer 120 410.

Im Februar 1945 kam er nach Ebensee. Dort blieb er bis zur Befreiung des Lagers am 6. Mai 1945.

Nach dem Krieg ging Artur nach Prag, wo er sich in den ersten Tagen mehrere Male am Tag bei fünf verschiedenen Hilfsorganisationen verpflegte. So nahm er fünfmal täglich ein Frühstück ein, fünf Mittagessen und fünf Abendessen. Als er seinen grossen Hunger gestillt hatte, kehrte er nach Radvanice zurück, in sein Heimatdorf an der tschechisch-polnischen Grenze, wo niemand mehr war. Seine Mutter Anna, die rundliche Mamme mit dem grossen Haarschopf; sein Vater Marek, der strenge Mann mit dem grossen Schnauzer und den blauen Augen; seine behinderten Brüder Karel und Max; seine Grossmutter Ernestine; seine Onkel und Tanten, seine Cousins, sie alle waren ermordet worden – insgesamt

sechszwanzig Familienmitglieder. Zwar wusste er, dass er niemanden von der Familie vorfinden würde, dennoch musste er hingehen. Er setzte sich auf den Hügel vor seinem ehemaligen Elternhaus und weinte.

Später hat Artur seinen jüdischen Familiennamen gegen einen unverfänglichen getauscht. Dafür wählte er – in abgewandelter Form – den Namen seines Heimatdorfes: Er hatte aus Radvanice Radvansky gemacht. Seither ist seine Biografie unauflöslich mit seinem Herkunftsort verknüpft.

Soweit die Geschichte von Artur. Während sechs Jahren verschoben ihn die Nationalsozialisten von einem Ort zum anderen, sofern man die Lager als Orte bezeichnen will. Artur selbst hatte keinen Ort mehr, wo er sich beheimatet fühlen konnte. Tatsächlich war er auf dieser Odyssee zu einem jener ortlosen Juden geworden, welche die dominierende Gesellschaft seit Jahrhunderten in seinem Volk sehen wollte. Lange besaßen die Juden kein Niederlassungsrecht, lange wurden sie in Ghettos gepfercht und lebten in der Diaspora, lange verweigerte man ihnen das volle Bürgerrecht. Diese Diskriminierung legitimierte die herrschende Gesellschaft mit der Idee von den so genannt ursprünglich wurzellosen und nomadischen Juden. Ein Konstrukt, das im Feindbild des ewig wandernden Juden und seinem nicht fassbaren Kapital gipfelte. Insofern liegt es in der Logik ihrer Rassenideologie, dass die Nationalsozialisten neben den Juden unter anderen auch Sinti und Roma, auch sie so genannte Nomaden, verfolgt und vernichtet hatten.

Sesshafte – und das ist mein erstes Fazit – fühlen sich von Nomaden oder von Menschen, die sie als nomadisch erachten oder zu Nomaden machen, in ihrer Ordnung gestört. Die Bibelfesten unter ihnen wissen, dass davon das Alte Testament erzählt, genauer: das Gleichnis von Kain und Abel. Es berichtet zwar von einem Brudermord, es dreht sich aber auch um die Verdrängung der Nomaden durch die Sesshaften und um die Stigmatisierung der nomadischen Lebensweise. Abel steht für den Viehhirten, den Nomaden, und Kain für den Ackerbauern, den Sesshaften.

Nachdem Kain Abel erschlagen, nachdem der Sesshafte den Nomaden getötet hat, wird er selbst zum Nomaden. Von Gott verstossen, muss er sich an einen Ort namens Nod begeben, was auf Hebräisch so viel wie «unterwegs» bedeutet. Dieses Stigma ist die überraschende Wende der Geschichte oder im Wortlaut der Bibel: «Denn Gott sprach zu Kain: <Wenn du den Acker bebauen wirst, soll er dir hinfort sein Vermögen nicht geben.> Und er fährt fort: <Unstet und flüchtig sollst du sein auf Erden.>»

Welches Fazit lässt sich für den Wirtschafts-Flüchtigen ziehen, für den zweiten Typus des Nomaden? Um diese Frage zu beantworten, berichte ich Ihnen nun von Jelloul, einem marokkanischen Arbeitsmigranten.

ABHÄNGIG

Jellouls Biografie ist beispielhaft für das Schicksal von Millionen von Menschen, die teils aus Not, teils aus Verlangen Arbeit in einem anderen Land suchen. In den Sechzigerjahren nannte man diesen Typ von Nomaden auch Gastarbeiter oder Fremdarbeiter, später wurden aus ihnen nicht immer ganz korrekt Asylbewerber, heute heissen sie politisch korrekter Migranten oder Einwanderer.

Vor einigen Jahren brach Jelloul in Marokko auf (wo es für ihn keine Arbeit gab, wohl aber das Recht auf Reisefreiheit), um in Spanien zu arbeiten (wo es zwar Arbeit gab, aber kein Recht auf eine legale Einreise). Also nahm er, wie Tausende vor und Tausende nach ihm, die Mühsal und das Todesrisiko einer illegalen Einreise auf sich. Dies ist die Geschichte, die Jelloul mir erzählt hat. Die Geschichte seiner Überfahrt über die Meerenge von Gibraltar.⁴

Nach zwei Stunden beginnen die ersten, sich zu erbrechen, ein Schwall kaum verdauter Trockenfrüchte ergiesst sich auf Jellouls Hosen. Er wischt das Erbrochene mit einer Hand weg, klammert sich mit der anderen am Bootsrand fest und versucht, mit dem Rhythmus der Wellen zu atmen, atmet ein, wenn eine Woge das Boot hochhebt, atmet aus, wenn es ins Wellental fährt, ein und aus, ein und aus, wehrt sich gegen das Schaukeln, den Blick starr auf seine Füsse geheftet, die in der Sauce von Salzwasser und Benzin stehen, das Gemisch sticht unangenehm in die Nase, vermengt sich mit dem Geruch der sauren Magensaft- und unverdauten Früchte. Nun dreht es auch ihm den Magen um, und die Garbanzos a la plancha, welche die Mutter am Abend eingepackt hat, die getrockneten Kichererbsen, die einzige Nahrung für unterwegs, brechen aus ihm heraus. Da beginnt der Erste zu schreien, einige beruhigen ihn, er schreit und ruft um Hilfe, das ist aussichtslos. Es gibt nichts anderes als dieses Blau, der blaue Himmel und das blaue Meer, nichts Weisses und nichts Braunes, eine solche Eintönigkeit hat Jelloul noch nie gesehen. Er schliesst die Augen und konzentriert sich auf den Wellengang, hinter ihm hört einer nicht auf zu erbrechen, zwei, drei lesen den Koran, er denkt an seinen Vater, der ihn auf diesen Weg geschickt hat, an seine Mutter, die ihm die Wegzehrung mitgegeben hat, Trinkwasser haben sie keines, keinen Tropfen, anstelle von Wasserbehältern stehen in der Mitte des Bootes die Benzinkanister, und der Aussenbordmotor heult auf, wenn er sich durch eine Woge pflügt. Bald weiss Jelloul nicht mehr, was unten und oben ist, er stimmt sich auf seine Gefährten ein und spürt den schlotternden Körper seines Nachbarn zur Linken, bemerkt sein Zittern, es schüttelt den Mann, nicht weil

4 Seine Geschichte wird ausführlich erzählt in: Boesch, Ina: Grenzfälle. Von Flucht und Hilfe. Fünf Geschichten aus Europa. Zürich 2008.

ihm kalt, sondern weil ihm elend ist. Mittlerweile steht die Sonne hoch am Himmel. Die Sonne werde den Weg weisen, hat der Bootsführer gesagt, der schon einmal drüben war, um zwölf Uhr müsse sie senkrecht über dem Boot stehen. Jelloul weiss nicht, ob er ihm trauen kann, er wünscht einzig, dass dies ein Ende nimmt. Der Mann hinter ihm würgt und würgt, es nimmt kein Ende, bald hat er nicht nur den Mageninhalt, bald hat er auch den Magensaft und bald seinen ganzen Magen erbrochen, Jelloul schaut auf die Frau in der Ecke, die einzige Frau unter einundzwanzig Männern, sie ist tapfer, klagt nicht, schreit nicht, auch sie hat erbrochen, aber sie hält sich gut. Die Füsse brennen, das Gemisch aus Salzwasser und Benzin ätzt mit der Zeit die Haut. Langsam senkt sich die Sonne zum Horizont, und noch ist kein Land in Sicht, dafür ist das Meer wilder als zuvor. Jelloul spürt, wie sie immer enger zusammenrücken, sie stützen sich, wärmen sich, und er überlässt sich dem Schlingern und Schieben und Zerren. Nach einer schier Unendlichkeit stösst das Boot gegen Sand und kommt zum Stehen. Nun sollten sie aufstehen, sie schaffen es nicht, sie haben stundenlang, von morgens früh bis abends spät, in derselben Stellung gesessen, ihre Glieder sind steif, ihre Körper unterkühlt. Jelloul ist noch jung, er schwingt ein Bein über den Bootsrand und lässt sich in den Sand fallen. Endlich, er ist nach vierzehn Stunden auf der Meerenge von Gibraltar in Spanien angelangt. Das war im Juni 2001.

Jelloul fand, wie so viele aus seinem Land, Arbeit in den Gewächshäusern von Almería. Dort schuftete er ohne Rechte und Sozialversicherung und bei Temperaturen von über 50 Grad für einen Hungerlohn. Nach drei Monaten konnte er zum ersten Mal Geld heimschicken. Als die spanische Regierung Anfang 2005 eine weitere Legalisierungsaktion für illegal anwesende Immigranten durchführte, erhielt er einen rechtmässigen Status.

Jelloul hat sich in Tarifa niedergelassen, auf der spanischen Seite der Meerenge von Gibraltar. Marokko hat er tagtäglich und buchstäblich vor Augen. Auf der anderen Seite, in Sichtweite, ragt das Rifgebirge aus dem Meer. Dort sind viele Dörfer verwaist oder im besten Fall von Alten und Kindern bewohnt, während die Männer und jungen Frauen in Europa arbeiten. Und in Tanger, wo die Fähre - von Tarifa herkommend - anlegt, gibt es Viertel, wo nur im August ein normales städtisches Leben stattfindet. Dann, wenn die marokkanischen Auswanderer auf Urlaub nach Hause kommen. Den Rest des Jahres herrscht dort gespenstische Leere.

Jelloul will nicht nach Marokko zurückkehren, schliesslich ist er am Ziel seiner Träume angelangt, hat schicke Kleider, eine Stelle in einem Sportgeschäft, ein eigenes Surfbrett, eine reguläre Aufenthaltsbewilligung, eine spanische Frau und ein Kind. Und dennoch ist das Bild von Marokko nicht nur physisch, sondern

auch psychisch immer präsent. Regelmässig telefoniert er mit seiner Familie, und einmal monatlich schickt er Geld nach Hause.

Die wenigsten illegalen Einwanderer haben so viel Glück wie Jelloul. Nur einigen gelingt die Ankunft im Land ihrer Träume gleich von Anfang an. Häufig müssen sie zwei, drei Versuche unternehmen. Nicht umsonst verkaufen Schlepper häufig Pakete von drei Überfahrten: Misslingt die erste, haben die Einwanderer noch eine zweite oder dritte Chance. Sind sie am Ziel angelangt, müssen sie meist die Kosten abarbeiten, die Männer auf dem Bau oder in der Landwirtschaft, die Frauen, von denen es immer mehr gibt, als Prostituierte. Und sie können auch nicht wählerisch sein. Die wenigsten arbeiten wie Jelloul in einem Sportgeschäft. Viele verdingen sich in den Invernaderos, den Treibhäusern rund um Almería. Dort pflegen und ernten sie die Früchte, welche die Menschen in Nordeuropa übers ganze Jahr konsumieren wollen. Andere putzen Hotelzimmer oder waschen Geschirr. Am Ende des Monats schicken sie den Grossteil ihres hart erarbeiteten Verdienstes in ihre Herkunftsländer - ohne die regelmässigen Geldüberweisungen, ohne die 250 Milliarden Dollar, die Migranten wie Jelloul jährlich in die Länder des Südens senden, käme manche Volkswirtschaft zum Erliegen.

Auch umgekehrt gilt: In vielen europäischen und amerikanischen Betrieben läuft ohne billige, rechtlose Immigranten gar nichts mehr. Ebenso in den Vereinigten Emiraten, wo rund neunzig Prozent der Einwohner Immigranten sind. Der Kapitalismus braucht jedoch nicht nur am unteren Ende der Skala billige Arbeiter, auch auf den mittleren und oberen Etagen sind viele Länder auf Fachkräfte angewiesen. So sind amerikanische und kanadische Universitäten dankbar für die vielen Talente aus Asien. Auch in der Schweiz kämen Hochschulen, Pflegeheime und Krankenhäuser ohne die verschmähten Deutschen arg in die Bredouille.

Sesshafte - das ist ein weiteres Fazit - sind zu gewissen Zeiten auf Nomaden angewiesen. Auch umgekehrt gilt, dass Nomaden von Sesshaften abhängig sind. Diese gegenseitige Abhängigkeit wird durch das eingangs erwähnte «Heubauernsystem» im Appenzell sehr schön illustriert. Im Gegensatz zum relativ egalitären Tausch von Heu gegen Dung basiert der heutige Tausch jedoch auf einem Gefälle zwischen den mächtigeren Sesshaften und den schwächeren Nomaden. Zusätzlich zum mageren Lohn und zur physischen Ausbeutung handeln sich Arbeitsmigranten wie Jelloul häufig Krankheiten (wegen der unmenschlichen Arbeitsbedingungen) und Dauerstress (wegen der Illegalität) ein. Aber am Fazit ändert diese Einschränkung nichts. Die Schlussfolgerung führt mich zurück zum zuvor erwähnten Bibelzitat und verführt mich zu seiner Abwandlung. Ich schlage vor, das Zitat «Unstet und flüchtig sollst du sein» zu verwandeln in: «Unstet und abhängig sollst du sein.»

FLEXIBEL

«Abhängig und flüchtig» lautet das Zwischenergebnis. Ein weiteres Attribut soll uns der dritte Typ des Nomaden liefern, jene Figur, die für das Lebensgefühl des 21. Jahrhunderts steht.

Der moderne Nomade ist die Leitfigur einer Gesellschaft, in der Mobilität als einer der höchsten Werte gehandelt wird. Mobil ist gesund, vital und lebendig. Wer mobil ist, ist erfolgreich. Erfolgreich ist, wer mobil ist. Oder in den Worten des polnisch-britischen Soziologen Zygmunt Bauman: «Modern sein bedeutet in Bewegung sein.»⁵ Für Bauman ist der Tourist die Schlüsselfigur der Gegenwart, jener Charakter, der bewusst unterwegs ist, um ständig Neues zu erfahren. Immer weiter weg, immer ausgefallener, immer exotischer sind seine Destinationen. Für andere repräsentiert der Flexexecutive, der flexible Executive, das moderne oder vielmehr post-moderne Leben. Der Mann der Teppichetage. Ein Mann wie Ryan Bingham.

Wer den Film «Up in the Air» gesehen hat, weiss, von wem ich rede. Bingham (verkörpert von Strahlemann George Clooney) ist fast ständig unterwegs: Er jettet um die Welt, um im Auftrag von grossen Unternehmen, die nicht den Mut haben, ihre Angestellten selbst zu entlassen, die Drecksarbeit zu machen. Sein Ziel ist es, Frequent-Flyer-Meilen zu sammeln, und zwar mehr als zehn Millionen. Eines Tages schlägt ihm eine Kollegin vor, aus Spargründen Kündigungsgespräche nicht mehr vor Ort, sondern per Videokonferenz zu führen. Da Bingham's Leben durch diesen Vorschlag aus den Fugen zu geraten droht, will er der Kollegin einen Eindruck von seiner Arbeit geben und nimmt sie kurzerhand auf seine Reisen mit. Allmählich kann sie ihn davon überzeugen, dass Freundschaft und Liebe wichtiger sind als ein bindingsloses Leben. Doch sein Versuch, eine Beziehung einzugehen, scheitert, und Bingham bleibt zurück: ein moderner Nomade, unermüdlich reisend um die ganze Welt.

Nicht um die ganze, sondern um die halbe Welt ist Daniel gereist. Der kanadische Journalist ist im Gegensatz zu Bingham ein real existierender moderner Nomade. Dies war Daniels Trip.

Am Montag, dem 11. Januar 2010, checkte Daniel um 12.45 im Flughafen von Yellowknife ein. Gelbmesser heisst die Stadt in der kanadischen Arktis, wo im Hochwinter die Durchschnittstemperaturen zwischen 20 und 30 Grad unter Null liegen. Abflug 14.45 nach Calgary, Ankunft 16.49, Weiterflug nach Frankfurt am Main um 17.45, Ankunft am nächsten Tag um 11.15. Weiterflug nach Kiew um 22.05, Ankunft am Tag darauf bzw. zwei Tage nach der Abreise von Yellowknife um 1.30. Daniel war 26 Stunden und 45 Minuten geflogen, tatsächlich war er von

⁵ Bauman, Zygmunt: Parvenü und Paria, Frankfurt am Main 1994. S. 241.

Montagnachmittag bis Mittwochmorgen unterwegs gewesen. In Kiew blieb er zwei Tage, danach flog er nach Donetsk, und von dort fuhr er mit dem Auto nach Mariupol am Asowschen Meer. Dort hielt er sich während vier Tagen auf, um als internationaler Beobachter die Parlamentswahlen zu begleiten. Und dann spulte er das Programm wieder rückwärts ab: Mariupol, Donetsk, Kiew, Frankfurt, Vancouver, Yellowknife. Diesmal dauerte die Reise von Kiew nach Yellowknife 19 Stunden 38 Minuten, die Verspätungen nicht eingerechnet. Sie war sieben Stunden kürzer als der Hinweg – Zeitverschiebung sei Dank. Abflug und Ankunft fanden am selben Tag statt.

Daniel erwog, auch den zweiten Wahlgang zu beobachten und dafür zehn Tage später dieselbe Reise nochmals zu unternehmen – gut 26 Stunden hin und knapp 20 Stunden zurück. Die Reise in der Ukraine nicht mit eingerechnet. Er spielte ebenfalls mit dem Gedanken, sich im Sommer für längere Zeit in der Ukraine aufzuhalten, beispielsweise auf der Krim und von dort, ausgerüstet mit Handy und Laptop, Artikel zu schreiben und fürs kanadische Radio zu berichten. Die Krim hatte er vor ein paar Jahren kennen gelernt, als er während zwei Jahren in Kiew als Journalist für eine englischsprachige ukrainische Zeitung gearbeitet hatte. Zuvor hatte er drei Jahre in Bern gelebt. Davor in Moskau. In vielen Städten der USA. An unzähligen Orten in Kanada. Seine Wohnortswechsel waren und sind so häufig – allein in Moskau ist er innerhalb von drei Jahren sechsdreissig Mal umgezogen –, dass er regelmässig zögert, sich um eine neue Stelle zu bewerben. Nicht weil er müde wäre, ein wiederholtes Mal umzuziehen, sondern weil ihn der Papierkram abschreckt, konkret: Blatt für Blatt mit seinen bisherigen Wohnadressen ausfüllen und Adressen, die er vergessen hat, herausfinden zu müssen. Deshalb kreisen seine Gedanken um pragmatischere Lösungen, befördert durch positive Erfahrungen: Bis anhin hat er an jedem Ort seiner Wünsche Arbeit gefunden. Vielleicht, so fantasiert er, sollte er beim öffentlich-rechtlichen Radio in Montreal anheuern? Die Radiochefs kennen ihn bereits von Yellowknife, da bräuchte er keine bürokratischen Hürden zu nehmen. Zudem könnte er in der zweisprachigen Stadt auch sein Französisch perfektionieren. Oder wie wäre es, wenn ihn die Regionalzeitung von Yellowknife nach Vancouver schicken würde? Ach nein, eigentlich wäre es viel schöner, ein paar Monate mit dem Fahrrad unterwegs zu sein. Beispielsweise in Europa. Auf dem Weg könnte er bei all den Bekannten absteigen, die er im Verlauf seines mobilen Lebens kennen gelernt hat. Der Stapel an Visitenkarten wächst stetig, auch in der Ukraine hat er eifrig Kärtchen ausgetauscht. Daniel hat keine Familie, die ihn von seinen Reiseplänen abhält oder von seinem unsteten Leben, geschweige denn von solchen Gedankenspielen. Er hat auch keine feste Freundin, die ihn an einen bestimmten

Ort binden würde. Seine Freunde und Freundinnen findet er überall, seine Gemeinschaft bildet er im Netz, und selbstverständlich ist er Mitglied von Facebook. Sein treuester Reisebegleiter ist sein Laptop, ein ebenso treues Gadget sein iPod. In seinem Rollkoffer im Handgepäckformat findet er sogar für Souvenirs noch genügend Platz. Daniel spricht Englisch, Russisch und Französisch. Er liebt Sprachen und Sprachspiele, ist offen, neugierig und sozial. So sprach er in der Ukraine lieber mit den Wählenden, statt das Wahlprozedere zu beobachten.

Der moderne Nomade - und damit komme ich zum Fazit dieser Geschichte - hat wenig gemein mit einem traditionellen Nomaden, der mit seiner Herde umherzieht. Zwar legt auch der traditionelle jeweils grosse Strecken zurück, doch häufig auf denselben Wegen und immer in einem begrenzten Territorium. Die Differenz liegt vor allem im Sozialen: So ist der Hypermobile von heute im Gegensatz zu den traditionellen Mobilen meist allein unterwegs. Soziale Bindungen spielen für ihn eine kleine Rolle. Die Beziehung zu den Sesshaften muss er jedes Mal neu definieren. Damit definiert er auch sich selbst immer wieder neu. Zwar lernt er häufig viele neue Sesshafte kennen, doch er weiss von vornherein, dass er nur mit den wenigsten in Kontakt bleiben wird.

Das Unterwegssein bedeutet für beide Typen eine Lebensform, doch der Weg des modernen Nomaden wird nicht von Naturgegebenheiten bestimmt, sondern eher von seinen Neigungen und dem Angebot an Arbeit. Er ist ein typischer Repräsentant der Multioptionsgesellschaft, wie der St. Galler Soziologe Peter Gross das Phänomen der zeitgenössischen Gesellschaft umschrieb: Auf der einen Seite nehmen Verpflichtungen ab, auf der anderen Seite nehmen Wahlmöglichkeiten zu. Wohlgemerkt gilt dies nur für die im sozialen Oben, für die unten nehmen die Optionen eher ab. Ob die Wahl für den Privilegierten zur Qual wird, sei in diesem Zusammenhang dahingestellt. Sicher wird ihm aber vor allem eines abverlangt, und das ist Flexibilität. Der Begriff basiert auf der einfachen Beobachtung, dass «ein Baum sich zwar im Wind biegen kann, dann aber zu seiner ursprünglichen Gestalt zurückkehrt. Flexibilität bezeichnet zugleich die Fähigkeit des Baumes zum Nachgeben wie die, sich zu erholen.»⁶ Das Zitat stammt von Richard Sennett, jenem amerikanischen Soziologen und Bestsellerautor, der das Schlagwort vom flexiblen Menschen geprägt hat. Biagsam sein - diese Qualität muss der flexible Mensch, muss der moderne Nomade mitbringen. Er muss sich biegen können, ohne zu brechen. Und er muss beweglich sein - im Raum und im Geist. Was liegt angesichts dieser Betrachtungen näher, als das Bibelzitat abzuwandeln in: «Unstet und flexibel sollst du sein.»

6 Richard Sennett: Der flexible Mensch. Frankfurt am Main 1994.

EINE PROVOKATION

Ob flexibel, abhängig oder flüchtig - Nomaden sind für Sesshafte eine Provokation. Allein durch die Tatsache, dass sie nicht dazugehören und anders sind. Zweifelsohne provozieren die im sozialen Unten mehr als die im sozialen Oben: Der illegale Migrant, also der sozial Schwache, stört mehr als der sozial starke Businessman.

Doch wer genauer hinschaut, beispielsweise auf die jeweilige Mobilität, muss diese Aussage relativieren. Auf der einen Seite bewundern wir häufig die Mobilität des modernen Nomaden, aber müssten wir - mit Blick auf die meist waghalsigen Reisen und Fluchten - nicht eher die Mobilität eines Migranten wie Jelloul bewundern? Auf der anderen Seite skandalisieren wir häufig die Mobilität von Flüchtlingen und Migranten, aber müssten wir - mit Blick auf den ökologischen Fussabdruck - nicht eher die Mobilität eines modernen Nomaden wie Daniel skandalisieren?

Ähnliche Fragen müssten wir uns auch hinsichtlich unseres Umgangs mit den Menschenrechten stellen. So finden wir es zwar selbstverständlich, dass ein moderner Nomade wie Daniel sein Recht auf Reisefreiheit einfordert und fühlen uns von ihm nicht bedroht, doch wenn ein Migrant wie Jelloul dasselbe tut, dann ist er für uns eine Gefahr. Generell tun wir uns schwer damit, alle Menschenrechte gleichermaßen zu akzeptieren: Die einen zählen mehr als die anderen. So haben wir uns angewöhnt, den Flüchtling zu anerkennen, nicht nur legal, sondern auch mental. Warum aber gilt er, der sein Recht auf Leben einfordert, als der bessere Mensch als der Migrant, der sein Recht auf Arbeit einklagt? Ganz zu schweigen vom modernen Nomaden wie dem Touristen, der lediglich auf sein Recht auf Reisefreiheit pocht.

ANWESEND-ABWESEND

Bevor ich alle Denkschemata durcheinander wirble, will ich zu einem Schluss kommen beziehungsweise zum Anfang zurückkehren. Ich habe eingangs gefragt, was die drei Figuren miteinander verbindet und dabei das Paradox erwähnt, dass alle drei in der sesshaften Gesellschaft gleichzeitig an- und abwesend sind. Der Widerspruch manifestiert sich jedoch nicht bei allen dreien im gleichen Mass. Der Unterschied zwischen dem Flüchtigen, dem Abhängigen und dem Flexiblen zeigt sich deutlich in Bezug auf das Weggehen und das Ankommen.

- Der Flüchtling will vor allem wegkommen. Für ihn ist das Ankommen weniger wichtig, und kommt er an, ist die Ankunft schwer. Häufig kommt er gar nicht richtig an. Auch dann nicht, wenn er zum Bleiben gezwungen ist, weil er in sein Herkunftsland nicht zurückkehren kann. Dann wird aus ihm ein Exilant,

ein Verbannter. Exil bedeutet nämlich ursprünglich Ort der Verbannung. Denken Sie an Artur, der zwar kein Exilant wurde, seinen Heimatort aber für immer verlor.

- Auch der Migrant will wegkommen. Für ihn ist aber das Ankommen ebenso wichtig wie das Wegkommen. Und weil das Ankommen so wichtig ist - nicht nur für ihn, sondern auch für die von ihm unterstützten Menschen, die zurückbleiben - richtet er sich am Ort der Ankunft ein und ist dort zumindest mit einem Bein. Erinnern Sie sich an Jelloul, der sich in Spanien niedergelassen hat.
- Der moderne Nomade schliesslich unterscheidet weniger als der Flüchtling und der Migrant zwischen Weggehen und Ankommen, für ihn steht eher das Dazwischen, das Unterwegssein, im Zentrum. Auf seinen Stationen unterwegs kann oder muss er sich nicht tief mit den Menschen einlassen. Das macht das Beispiel von Daniel deutlich.

Die einen sind also etwas mehr anwesend, die anderen etwas weniger, weshalb sich möglicherweise die einen etwas behauster fühlen als die anderen. Über Gefühle generell und über den Grad der Behaustheit insbesondere kann ich lediglich spekulieren: Vielleicht fühlt sich der moderne Nomade tatsächlich überall und der Flüchtling nirgends behaust. Wenn wir jedoch konkret das Haus für die Be-Hausung betrachten und die konkreten Wohneinrichtungen in den Blick nehmen, können wir das Terrain der Spekulation verlassen: Fest sind die Häuser für die modernen Nomaden, vertraut - weil immer gleich - das Innere von Hotels. Häufig temporär hingegen die Bauten für die Migranten, ein ewiges Provisorium die Baracken und Lager. Es sind Übergangslösungen, so wie auch die Menschen, die darin wohnen, in den Augen vieler Sesshafter nur vorübergehend hier sind.

Ob mehr oder minder behaust - Tatsache ist, allen dreien mangelt es an einem juristischen Fundament für eine wirkliche Zugehörigkeit. Weder der moderne Nomade noch der Flüchtling, geschweige denn der Migrant sind im «Land der Fremden» voll anerkannte Bürger. Wie sollen und können sie sich da wirklich zugehörig fühlen?

Eigentlich braucht es nicht viel, um Nomaden zugehöriger, um anwesend Abwesende anwesender zu machen: beispielsweise das Recht auf Einmischung, das Recht auf politische Partizipation. Die Gemeinde Trogen machte es vor sechs Jahren mit der Einführung des Ausländerstimmrechts vor. Wer konkret zur Verbreiterung eines Trottoirs oder zum Bau einer Schule Ja oder Nein sagen kann, wird anwesender - unabhängig, ob er oder sie von diesem Recht Gebrauch macht oder nicht, sondern allein schon durch die Option. Er oder sie wird damit aber

auch in die Pflicht genommen. In einer ernst genommenen Demokratie (das brauche ich Ihnen hier in Appenzell Ausserrhoden nicht zu sagen) geht es ja nicht nur um Rechte, sondern auch um Pflichten - wie sie auch im soeben verabschiedeten Integrationskonzept von Appenzell Ausserrhoden festgehalten wurden.⁷ Im konkreten Fall um die Pflicht, sich zu äussern, teilzuhaben, sich mit der Kultur der Sesshaften auseinanderzusetzen. So entsteht eine Verbindlichkeit. Je wichtiger das Abstimmungsgeschäft, desto grösser die Verbindlichkeit: Solange das Ausländerstimmrecht nur auf lokaler Ebene existiert, stört es niemanden - ausser (und das will ich nicht verniedlichen) die SVP. Erst wenn das Ausländerstimmrecht auf nationaler Ebene besteht, kämen vielleicht einige überkommene Hierarchien ins Wanken, und festgefahrene Denkmuster würden hinterfragt. Dabei kämen wir auch nicht umhin, uns ab und zu die Augen zu reiben, denn das Stimmverhalten von Nichteinheimischen ist nicht von vornherein progressiv. Im Gegenteil: Häufig werden sie in der Diaspora konservativer, als sie in ihrem Herkunftsland gewesen sind. Hätten sie die Möglichkeit gehabt, ihre Meinung kundzutun, hätten sie wahrscheinlich die Minarettinitiative abgelehnt. Vielleicht, wer weiss, würden jedoch viele Nichteinheimische die Ausschaffungsinitiative unterstützen. Ob uns das passt oder nicht. - Lassen wir uns provozieren. Lassen wir uns durcheinander schütteln. Lassen wir alte Hierarchien ins Wanken geraten. Die Welt wird dadurch nicht besser, aber sicher anders.

7 Regierungsrat Appenzell Ausserrhoden: Gemeinsam leben in Appenzell Ausserrhoden. Konzept für die Integration von Migrantinnen und Migranten im Kanton Appenzell Ausserrhoden. 23. 2. 2010.

Ina Boesch ist Kulturwissenschaftlerin und Publizistin (DRS2 und NZZ am Sonntag). Sie war Kulturredakteurin bei Schweizer Radio DRS, lehrte an der Hochschule für Gestaltung und Kunst Zürich und war für Entwicklungsorganisationen tätig. Ihr Interesse gilt der Grenzüberschreitung: Sie leitete verschiedene Kulturaustauschprojekte und ist Mitbegründerin der Kulturplattform hexperimente; in «Grenzfälle» (2008) porträtiert sie fünf Fluchthelfer aus Europa. Ina Boesch lebt in Zürich.

Appenzell Ausserrhoden
Amt für Kultur
Departement Inneres und Kultur
Obstmarkt 1
9102 Herisau
www.ar.ch/kulturfoerderung

HERAUSGEBER/BEZUGSQUELLE

Amt für Kultur

REDAKTION

Margrit Bürer (bü), Hanspeter Spörri (sri)

GESTALTUNG

Büro Sequenz, St. Gallen
Anna Furrer, Sascha Tittmann

KORREKTORAT

Kathrin Schaffner

DRUCK

Druckerei Lutz AG, Speicher

PAPIER

Rebello FSC, Translucent pastell-grün
Fischer Papier AG, St. Gallen

1500 Exemplare,
Sonderausgabe, Obacht 2|2010
© 2010 Kanton Appenzell Ausserrhoden

kKL¹⁰



Ein Projekt des Regierungsprogramms 2007-2011

Appenzell Ausserrhoden

**Ausserrhodische
KULTUR
STIFTUNG**